

Die Auflösung der Kriegssprache durch Linguistik : eine Entgegnung auf Christian Schmid-Cadalbert

Autor(en): **Hochstrasser, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **4 (1984)**

Heft 8

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-652380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LITERATUR

- Hans Hannappel/Hartmut Melenk: Alltagssprache. Semantische Grundbegriffe und Analysebeispiele, München 1979 (=UTB 800)
- Jürgen Trabant: Elemente der Semiotik, München 1976 (=Beck'sche Elementarbücher)
- W. Kallmeyer/W. Klein/R. Meyer-Hermann/K. Netzer/H.J. Siebert: Lektürekolleg zur Textlinguistik, Bd.1, Königstein/Ts. 1980 (3.Auflage)
- Thea Schippan: Einführung in die Semasiologie, 2., überarb. Aufl., Leipzig 1975

Franz Hochstrasser

Die Auflösung der Kriegssprache durch Linguistik – eine Entgegnung auf Christian Schmid-Cadalbert

Schmid behauptet in seiner Replik, dass in meinem Aufsatz für Begriffe wie „Kriegssprache“, „skandalös“, „ideologisch“ keine Kriterien vorlägen, um diese Begriffe „diskutierbar, kritisierbar und nachvollziehbar“ zu machen. Ich stelle fest, dass Schmid ebendiese Begriffe auf 3 Seiten diskutiert, kritisiert (zum Teil auch bestätigt), dass sie ihm also hierfür zumindest ansatzweise nachvollziehbar sein mussten. In der Rezeption meines Textes unterlaufen ihm aber Fehler oder Missverständnisse, die mit seiner linguistischen Betrachtungsweise in engem Zusammenhang stehen. Auf einige davon möchte ich näher eingehen.

Die Trennung von Inhalt und Kommunikation

Schmid meint, ich hätte beim Thema Kriegssprache den kommunikativen Aspekt von Sprache vergessen. Fast zu vereinfachend schrieb ich aber, die Kriegssprache würde Sprache entsprachlichen, das heisst, sie wesentlicher kommunikativer Funktionen berauben. Drei Hinsichten auf die Kriegssprache – Verdinglichung, Ideologie, Militarisierung – versuchten dies zu verdeutlichen.

Immerhin bleibt am Einwand von Schmid richtig, dass ich den kommunikativen Aspekt der Kriegssprache nicht weiter ausdifferenziert habe. Es schien mir – bei dieser erstmaligen Thematisierung, und im Rahmen eines Aufsatzes – verfrüht, auf Kontexte, Partnerhypothesen, Gesprächsstrategien, Situationstypen u.ä.m. einzugehen. Dies ein Unterfangen, das sicherlich interessant und aufschlussreich sein wird.

Die durch Schmid voneinander getrennte Behandlung des Inhalts einer Äusserung und ihrer kommunikativen Funktion führt ihn selber aufs Glatt-eis, auf dem er mich fallen sah. „Inhalt“ erhält bei ihm die Qualität des Bestimmten, „Kommunikation“ die des Beliebigen: daher muss er vehementen Widerspruch gegen meine Auffassung einlegen, dass Kriegswörter „zu relativ

eindeutigem Gebrauch bestimmt" seien. Angesichts der Mehrdeutigkeit (Polysemie) vieler Wörter – die ihrerseits wiederum gesellschaftlich vermittelt und ermöglicht ist – kann meine Formulierung tatsächlich zu Missverständnissen führen. Dennoch: im Gebrauch der Wörter liegt der Verknüpfungspunkt von objektiver Sprache und subjektivem Sprechen; hier kommt die bloss künstlich-analysierend zergliederte *Einheit* von Inhalt und Kommunikation zum Tragen und so ist auch der kommunikative Aspekt der sprachlichen Äusserungen gesellschaftlich-historisch bestimmt. Wer dies nicht anerkennen mag, entzieht der Sprache ihre Lebendigkeit, die wesentlich in der Fähigkeit zur Vermittlung der Erfahrungen anderer Menschen und früherer Generationen mit besteht.

Trennung des Worts und der Sprache von ihren historischen, sozialen oder pragmatischen Dimensionen

Schmid schreibt, meine Ausführungen würden von den im Zwischentitel genannten Dimensionen absehen. Dies ist zu prüfen, und zugleich möchte ich zeigen, dass Schmid tendenziell selber den Fehler macht, den er mir ankreidet.

Er will nicht gelten lassen, dass Exmetaphern der Kriegssprache nur möglich seien unter kriegerisch bestimmten Lebensverhältnissen. Kurz davor schreibt er, sie hätten keine bildliche Funktion mehr und seien synchron von andern, nichtmetaphorischen Ausdrücken nicht zu unterscheiden. Ich kann zunächst bestätigen, dass sie teilweise historisch überkommen sein können (aber nicht müssen; „in Harnisch geraten“ als Beispiel). Allerdings ist die heutige Kriegssprache nicht einfach eine abstrakte Sammlung von Exmetaphern, sondern sie ist Ausdruck einer bestimmten Form, gesellschaftliches Leben zu reproduzieren und gegenüber andern Gesellschaften oder Teilen davon zu behaupten. Angesichts dessen wird Schmid akademisch, wenn er von den *späteren* Möglichkeiten gewandelter gesellschaftlicher Verhältnisse spricht, um zu „beweisen“, dass kriegerische Exmetaphern – eben möglicherweise – nichts mehr mit Krieg zu tun haben. Hier und jetzt leben wir doch in Verhältnissen, die so kriegerisch wie nie zuvor sind! Die umgekehrte Blickrichtung scheint mir sinnvoller: die Untersuchung der Kriegssprache als heuristischen Zugang zum bestehenden gesellschaftlichen Wertgefüge zu nutzen.

Nochmals zu den Exmetaphern: ohne diesen Begriff zu gebrauchen, schrieb ich dennoch: „Im Gange dieser metaphorischen Umkleidungen“ (z.B. von Kanone zu „Sportkanone“) „findet eine Abstraktion, ein Wegziehen vom wirklichen Krieg, vom wirklichen Militär, von wirklichen Waffen statt.“ Dass dennoch, wie Schmid am Beispiel von „Bombe“ zeigt, ein Anteil der Grundbedeutung des Herkunftswortes erhalten bleibt, ist auch in meinen Ausführungen nachzulesen: z.B. bei Kriegsmitteln mit ihren je eigenen Gebrauchswerten seien es gerade diese Gebrauchswerte, die im metaphorischen Wandel erhalten blieben (bei der Rakete die Schnelligkeit, bei der Bombe die Sprengkraft etc.). Im Unterschied zu Schmid erwähnte ich auch, was nach diesem Wandel nicht mehr realisiert wird: die Bedrohlichkeit, die von Krieg und Kriegsmitteln ausgeht – ein meines Erachtens wichtiger Hinweis, wenn

man die kriegerische Tradition und Gegenwart in Überlegungen zur Alltagssprache nicht ausblenden will.

Eine grundlegende Frage, die sich Schmid beim Rückgriff auf die drei erwähnten Dimensionen stellen müsste, stellt er nicht: weshalb treten Wortverbindungen ausgerechnet mit „Bombe“ auf, weshalb in so grosser Zahl und vielfältiger Art und weshalb erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts? Die Antwort liegt in folgender Richtung: Kriegswörter sind im gesellschaftlichen Sprachvollzug potentiell sinnvoll. Dieser Sinn hat nur Bestand unter Einbezug der drei erwähnten Dimensionen. Hierbei ist klarzustellen, dass die Kriegssprache keine Gruppensprache ist wie etwa das berühmte Jägerlatein oder die (interessanterweise vielfach untersuchte) Soldatensprache. Sie ist vielmehr ein bedeutungsmässig heraushebbarer Bereich innerhalb eines gesamtsprachlichen Bedeutungssystems. So trägt die Kriegssprache Züge einer Sprachnorm, sie ist also durchaus üblich.

Was die zeitliche Verortung der Kriegssprache betrifft, gibt Schmid Beispiele, die nicht weiterhelfen. Bei der Analyse von „Bombe“ nennt er Exmetaphern, die nurmehr auf das „kleinste Gemeinsame“ mit der ursprünglichen Bedeutung von Bombe, das „Wirkungsvolle und Gewaltige“, bezogen sind. Nicht zu vergessen sind aber jene andern Beispiele, die den Bezug zur Bombe als einem Kriegsmittel deutlich machen: eine Nachricht hat „wie eine Bombe eingeschlagen“; attraktive Frauen werden von Männern als „Sexbomben“ bezeichnet; ein abzuschliessendes Geschäft gilt als „bombensicher“. Ohne es belegen zu können, vermute ich doch, dass bei der „Bombe“ und den entsprechenden Verbindungen die Nähe zu den aktuellen realen (Kriegs-)Verhältnissen grösser ist als zur historisch überbrachten Bedeutung des lateinischen *bombus*; Wortverbindungen mit „Rakete“, „Torpedo“, „Mine“ etc. stützen diese Vermutung.

Trennung der Verdinglichung von der Kriegssprache

Dieser Absatz soll kurz bleiben; es geht mir nur darum zu zeigen, dass theoretische Trennungen mehr vernebeln als erhellen können. Schmid fordert, dass die Verdinglichung, die ich an der Kriegssprache thematisiere, von dieser zu trennen sei, denn sie sei ein Merkmal von Sprache überhaupt. So fällt es ihm dann leicht, „schnell wie eine Rakete“ mit „bärenstark“ oder „saudumm“ bezüglich der Verdinglichung gleichzustellen. Auch dies eine akademische Operation, die das Historisch-Soziale der Kriegssprache verschwinden lässt.

Abschliessend möchte ich festhalten, dass ich mit meinem Aufsatz nicht eine linguistische Analyse im engeren Sinne formulierte – das berechtigt nicht zum Umkehrschluss, der Text verstosse gegen neuere linguistische Erkenntnisse. Es ging mir in erster Linie um eine Sprachkritik, die zugleich Ideologiekritik sein soll. Diese führt dann zwangsläufig in eine Wertediskussion. Das Anliegen meiner Entgegnung war es, zu zeigen, dass Schmid mit seiner an Trennungen orientierten Kritik das ganze Thema wegkritisziert.